

Willigeres zu thun, als denselben auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Ein Beispiel hierfür liefern die geharnischtesten Artikel, welche zur Zeit Eugen Richter in seiner „Freisinnigen Zeitung“ gegen den „Frankfurter Kaiserpalast“ bringt. Der diesen Auslassungen zu Grunde liegende Sachverhalt ist folgender: Dem Wunsche des Kaisers gemäß soll in dem in Frankfurt a. M. neu zu erbauenden Postgebäude ein Absteigequartier für den Monarchen eingerichtet werden. Die „Freisinnige Zeitung“ hat diesen Plan von Anfang an mit äußerster Erbitterung bekämpft und durch Erwekung der Vorstellung, als handle es sich darum, einen neuen Kaiserpalast, wie in Strahburg, zu schaffen, die öffentliche Meinung gegen das Projekt einzunehmen versucht. Um was handelt es sich aber in Wirklichkeit? In dem neuen, an Stelle des alten zu errichtenden Postgebäude, einem Reubau, dessen Nothwendigkeit von keiner Seite bestritten wird, soll der erste Stock des an der Seite gelegenen Hauptgebäudes zu Wohn- und Empfangsräumen für den Kaiser verwendet werden. Es ist also keineswegs, wie man im Publikum wohl vielfach glaubt, ein besonderer Bau für den Kaiser geplant, sondern die ganze Frage spitzt sich einfach dahin zu, ob ein vom Reichstage im Uebrigen bereits gut geheißener Reubau ein Stockwerk mehr oder weniger erhalten soll. Legt man die Sache dem deutschen Volke in dieser Weise klar und frage man es dann, ob dem deutschen Kaiser in der alten Krönungsstadt am Main mit einem verhältnismäßig geringen Mehraufwande ein eigenes Heim geschaffen werden solle oder nicht und wir sind überzeugt, die ungeheure Mehrheit des Volkes wird mit Ja antworten. Nun kommt aber noch hinzu, daß der Kaiser in dem alten Frankfurter Postgebäude, auf dessen Grund und Boden das neue errichtet werden soll, ein solches Heim bereits besitzt. Daß er auf dasselbe, wie die „Freisinnige Zeitung“ neuerdings hervorhebt, kein „Nagbares“ Recht hat, thut gar nichts zur Sache. Die Thatsache besteht, daß die Repräsentationsräume des Thurn- und Taxis'schen Postgebäudes als Absteigequartier für den damaligen König von Preußen eingerichtet wurden. Man frage nun das Volk, ob es unter diesen Umständen nicht eine einfache Anstandsspflicht des Reiches ist, dem Kaiser in dem neuen Gebäude eine Wohnung anzubieten und man wird wiederum eine bejahende Antwort erhalten. Die Budgetkommission des Reichstages ist hierüber auch gar nicht in Zweifel gewesen; sie hat die diesbezügliche Forderung im Etat einfach bewilligt. Warum die Konservativen, als diese Position am 10. December zur Berathung im Plenum gelangen sollte, die Rückverweisung derselben an die Kommission beantragten, wissen wir nicht. Es erscheint aber ganz ausgeschlossen, daß die Kommission bei nochmaliger Prüfung der Forderung zu einem anderen Beschlusse als dem früheren gelangen wird. Wir werden unter den obwaltenden Verhältnissen also nur etwas länger das wenig erbauliche Schauspiel genießen, die deutschfreisinnige Presse mit bekannter Bosheit dies Lieblingsprojekt des Kaisers bekämpfen zu sehen.

Aus den Kreisen der Landwirtschaft — so schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“ an hervorragender Stelle — werden zahlreiche Klagen laut über die enorme Preissteigerung der Thomasschlacke, welche vermöge ihres hohen Phosphorgehaltes als ein treffliches Düngemittel gilt. Eine Vereinigung von Fabrikanten hat sich durch Abschlüsse mit den Thomasschlacke produzierenden Hüttenwerken auf Jahre hinaus in den fast ausschließlichen Besitz dieses Materials gesetzt und beutet nun diesen Umstand zum Schaden der deutschen Landwirtschaft in der rücksichtslosesten Weise aus. Um die in kurzer Zeit fast verdoppelten Preise für das Inland halten zu können, sind, sicherem Vernehmen nach, nicht unbedeutende Quantitäten von Thomasschlacke in's Ausland verschleudert worden und zwar unter der Bedingung, daß dieselben nicht nach Deutschland zurückverkauft werden dürfen. Unter solchen Verhältnissen wird die Frage nicht abzuweisen sein, welche Mittel und Wege zu Gebote stehen, um einem solchen Mißbrauche wirksam entgegenzutreten zu können; denn wenn auch Ab-

machungen obiger Art formell nicht entgegensteht, so überschreiten dieselben doch im vorliegenden Falle das erlaubte Maß, indem sie die Landeskultur und damit die gemeinwirtschaftlichen Interessen der Nation schädigen.

Der „oberschlesische Bergarbeiterverein“ hat eine Petition an den Kaiser und gleichzeitig auch eine solche an den preussischen Minister für öffentliche Arbeiten, v. Maybach, gerichtet. In dem erstgenannten Schriftstück heißt es u. A.: „Eingedenk der erhabenen Worte, welche Ew. Majestät an die Deputirten der Arbeiter Westfalens auszusprechen die Gnade gehabt haben, wagen es die Unterzeichneten im Interesse sämmtlicher Arbeiter Oberschlesiens, Ew. Majestät kaiserlichem Throne zu nahen, um als treu ergebene Unterthanen an Ew. Majestät eine Bitte zu richten, durch deren allergnädigste Erfüllung Tausenden von Berg- und Hüttenleuten eine große Wohlthat erzeugt und ihre beklagenswerthe Lage gebessert werden würde. Wir geben allerdings zu, daß die Bergwerksverwaltungen in letzter Zeit manche für uns günstige Bestimmungen getroffen haben, doch sind dieselben meistens unbedeutend und in vielen Fällen sogar illusorisch, indem wir z. B. kleine Verdienstsätze erhalten haben, dafür aber mehr leisten müssen. Zu unseren früheren Klagen ist die darüber noch hinzugetreten, daß manche Kameraden, wenn auch angeblich aus anderen Gründen, so doch thatsächlich infolge ihrer Beteiligung an dem letzten Strike aus der Arbeit entlassen und in den seltensten Fällen auf anderen Gruben zur Arbeit angenommen worden sind. Auf Erden können wir nur zu unserem Kaiser unsere Zuflucht nehmen, weshalb wir unterthänigst bitten, Ew. Majestät möge sich unserer Noth erbarmen und eine gründliche, sowie schnelle Regelung unserer Verhältnisse anordnen.“ In der an den Minister v. Maybach gerichteten Petition werden die von den früheren Strikes her bekannten Forderungen der Bergarbeiter einzeln aufgezählt, worauf das Schriftstück folgendermaßen schließt: „Wohl wissend, daß der Friede zwischen den Arbeitgebern und Arbeitern für die einen wie für die anderen, für die Industrie sowohl wie für den ganzen Staat von größter Wichtigkeit ist, ersuchen wir Ew. Excellenz um Einsetzung von ständigen Arbeiterkommissionen auf jeder Grube, damit dieselben einen vermittelnden Faktor zwischen den Verwaltungen und den Bergleuten bilden, einen Faktor, an dem es heute ganz und gar mangelt und dessen Nothwendigkeit doch allgemein anerkannt wird.“

Ueber die nächsten Aufgaben, welche die deutsche Reichsregierung in Ostafrika zu erfüllen haben wird, schreibt man aus kolonialpolitischen Kreisen: „Das erste Drittel der Karawanenstraße, welche von der Küste über Bagamoyo, Mpyapwa und Tabora nach dem Tanganjika-See führt, ist durch das wohlüberlegte und energische Vorgehen des Majors Wismann in den unbestrittenen Besitz der deutschen Verwaltung gelangt. Nun würde es uns aber wenig nützen, wenn wir uns damit begnügen wollten, dieses erste Drittel der Karawanenstraße zu beherrschen; nur der Besitz der ganzen Straße kann uns den Verkehr mit dem Innern Afrikas sichern. Ein weiterer Grund für das baldige Vordringen Deutschlands in der Richtung nach dem Tanganjika-See liegt in dem Umstande, daß, wie verlautet, die belgischen und französischen Antislaverie-Gesellschaften demnächst einen „Kreuzzug“ nach dem genannten See zu unternehmen beabsichtigen. Ueber die politischen Nebenzwecke dieses Zuges gegen die Sklavenhändler kann nun aber wohl kaum ein Zweifel bestehen. Es handelt sich einfach darum, unter dem Deckmantel der Humanität der deutschen Herrschaft in Deutsch-Ostafrika einigen Abbruch zu thun. Auch in England zeigt man nicht übel Lust, uns den Tanganjika-See, diesen Centralpunkt des innerafrikanischen Karawanenhandels, vor der Nase wegzunehmen. Unter solchen Umständen erscheint ein schleuniges Vorgehen Deutschlands in dieser Richtung dringend geboten.“

Oester.-Ungar. Monarchie. Wie die amtliche „Wiener Zeitung“ meldet, hat der Kaiser den

Erzherzog Albrecht Salvator, den Freiherrn Ludwig Josifa, den FML. Moriz Grafen Balfy, den Grafen Stephan Erdödy, den Herzog Viktor von Ratibor, den Grafen Ernst Gyökössy Sprinzenstein, den Major Adolf Fürsten von Schwarzenberg, den Botschafter Grafen Wolkenstein, den Grafen Julius Karolyi und den Fürsten Albert von Thurn und Taxis zu Rittern des Ordens vom goldenen Blich ernannt. — Am Freitag ist in Wien der Fürst Carlos Auersperg infolge einer Lungenentzündung im 75. Lebensjahre verschieden. In ihm verliert die deutsche Partei in Böhmen einen ihrer tapfersten und treuesten Vorkämpfer, der deutsche Adel Oesterreichs einen seiner hervorragendsten Vertreter. Wissenschaftlich und literarisch hochgebildet, lebte Fürst Auersperg lange Zeit als Privatmann auf seinen Gütern und betheiligte sich erst seit Anfang der 60er Jahre am politischen Leben. Sowohl im österreichischen Herrenhaufe wie im böhmischen Landtage that er sich als unbestechlicher und schlagfertiger Vorkämpfer der Verfassung hervor und trat den Anmaßungen seiner feudalen Standesgenossen wie denen der Tschechen mit anerkannter Energie entgegen. Im Jahre 1868 zum Präsidenten des sogenannten Bürgerministeriums Herbst-Bisra ernannt, gerieth er alsbald in Konflikt mit dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Beust, weil dieser hinter seinem Rücken mit den Tschechen unterhandelte. Zu Ende des Jahres 1870 zog sich infolge dessen der Fürst großend auf seine Güter zurück, um sich nicht wieder an dem politischen Leben zu betheiligen.

Belgien. Der infolge des Bergarbeiter-Strikes in Belgien ausgebrochene Kohlenmangel macht sich besonders für die Dampfer, welche in belgischen Häfen ihren Kohlenvorrath einzunehmen gewohnt sind, in höchst unangenehmer Weise fühlbar. Denn nicht allein, daß die plötzliche Steigerung des Preises der Kohlen um ungefähr das Doppelte ihres normalen Wertes den betreffenden Rhedereien enorme Kosten verursacht, nein, die Schiffseigner sind bei der ungeheuren Nachfrage nach diesem Brennmaterial überhaupt nicht mehr im Stande, ihren Bedarf zu decken. Viele Rheder haben sich unter diesen Umständen bereits nach England gewandt, um von dort her ihre Kohlen zu beziehen; so trafen z. B. vor einigen Tagen für die Antwerpener „Red-Star-Linie“ zwei gewaltige Schiffsladungen mit englischen Kohlen ein. Daß der Konsum an Brennmaterial aus dem Auslande den Rhedereien bedeutende Mehrkosten verursacht, braucht nicht weiter auseinander gesetzt zu werden; auch kann man sich denken, daß der Kohlenmangel und die unerhörte Vertheuerung dieses notwendigen Verbrauchsartikels wie ein drückender Alp auf allen Geschäften und auf jeder über ein nur beschriebenes Einkommen verfügenden Haushaltung lastet. Anderen Deuten freilich bringt die jetzige Sachlage enormen Gewinn, in erster Linie natürlich den Kohlenhändlern, welche über einen größeren Vorrath dieses Handelsartikels verfügen, oder welche früher vortheilhafte Kontrakte mit den Bergwerken abgeschlossen haben. Einem Antwerpener Kohlenhändler wurden z. B. in voriger Woche von einer Zechen in Mariemont 100,000 Franks baar angeboten, wenn er von dem mit der Direktion abgeschlossenen Lieferungsvertrage zurücktreten wolle, ein Anerbieten, welches von dem betreffenden Geschäftsmanne jedoch abgelehnt wurde. Das Geld, welches jetzt einzelne Personen an den Kohlen verdienen, wird im wahren Sinne des Wortes aus dem armen Manne herausgepreßt, der die Kohlen nicht entbehren kann und sich daher anderweitig auf's Aeufserste einschränken muß, wenn er nicht mit seiner Familie frieren will.

Spanien. In Madrid ist wieder einmal eine Ministerkrisis ausgebrochen, indem das gesammte Kabinett, mit seinem Präsidenten Sagasta an der Spitze, der Königin sein Demissionsgesuch eingereicht hat, welches denn auch von der Monarchin angenommen wurde. Die Stellung des liberalen Ministeriums war infolgedessen unhaltbar geworden, als sich dasselbe sowohl bei den Konservativen als auch bei den Radikalen in

— laß mich Dein Herz schlagen fühlen! — ja, ja, Du lebst — Du bist es selbst!

Er sank auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel.

„Ich bin kein Mörder!“ jauchzte er — „kein Mörder! Unausprechlichen Dank Dir, Du Gott dort oben! Dreißig Jahre liegen hinter mir, wie ein schrecklicher Traum — und nun bin ich erwacht — und ich bin kein Mörder mehr.“

Er schluchzte laut und seine Thränen netzten den Fußboden.

Aber plötzlich sprang er auf seine Füße, that einige Schritte vortwärts — und stieß die Thür zum Nebenzimmer auf.

Hier, hier — schrie er mit gewaltiger Stimme. Das Zimmer war leer — die Fensterriegel waren weit geöffnet.

„Oh!“ rief Lemke, wie außer sich, „Du solltest mir entgehen — das doch nicht — das gestattet der Himmel nicht, der heute die Riesenlast der Schuld von meiner Seele nahm!“

Er stürzte an's Fenster und schrie mit weithin schallender Stimme hinaus: „Auf, Ihr Leute, sagt ihn, den Schurken dort im grauen Koche! — hierher, Schmidt, hierher, Friedrichs — auf ihn, Prinz! — so, recht — so, sag ihm, mein braves Thier — sag ihm!“

Ein Wehgeschrei ließ sich vom Hofe vernehmen; der Tischler stand in Schweiß gebadet einen Augenblick lang noch an dem geöffneten Fenster — dann brach er bewußtlos zusammen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Amalie, die Tochter Jacoby's, saß an demselben Nachmittage in der Wohnung ihres Vaters am Fenster.

Wir wissen, daß Jacoby, trotz wesentlicher Verbesserung seiner finanziellen Lage, dennoch seine bescheidene Wohnung nicht aufgegeben hatte. Was galten ihm noch Außenbänge?

Wir haben mehrfach betont, daß er einfach zu leben gewohnt war, verhältnismäßig einfacher vielleicht, als mancher seiner Arbeiter. Wie sollte jetzt für ihn, den von schweren Leiden, denkbar herbsten Sorgen niedergedrückt und kaum wieder aufgerichteten Mann die schimmernde Außenseite von Bedeutung sein?

Amalie saß am Fenster und beschäftigte sich mit einer Weistickerie. Ihr Antlitz war bleich, von jener durchsichtigen Blässe, wie man solche wohl an sensiblen Personen gewahrt, die an einem Seelenleiden kranken. Dennoch war Amalie bei weitem schöner, als sie je gewesen. Der Läuterungsproceß, den ihr Empfinden durchgemacht, hatte ihren sonst so ausdruckslosen Mienen einen Hauch von Würde und Schwermuth verliehen, der ihr sehr wohl stand.

Der Gedanke thronte auf ihrer mattschimmernden Stirn — der Gedanke an das, was sie verloren und was sie nach qualvoll schweren Tagen wiedergefunden. Sie hatte Heinen nie geliebt. Bestochen von seiner buntschillernden Außenseite, hatten sich ihre Sinne ihm zugeneigt, wie das Mädchen, das an der Grenze der Tanzsäulen und an den Schmeicheln des ersten befrachten Bekehrers ergötzt.

Müchtig doch hatte sie die Nachricht von dem tragischen Ende des Mannes durchschauert, dessen Lippen einst auf den ihren gebrannt. Vor ihrem geistigen Auge stand jetzt der Leichnam des Verbrechers mit all seinen Vorzügen und all seinen Sünden. Nicht das Gefühl der Schmach, einst einem solchen Menschen verbunden gewesen zu sein, war es, das sie so tief daniederdrückte, ihre Stirn zu feierlichem Ernste zwang und Todtenblässe ihren Wangen gab — es war viel mehr das Erschrecken ob der eigenen Zerfahrenheit, der eigenen Schwäche und Leichtfertigkeit, das diese Wandlung an ihr vollzog.

Mit welchem Entzücken eilte sie jetzt dem Vater entgegen, wenn er am Mittag und am Abende von seinen Berufsgeschäften in die stille Wohnung zurückkehrte. Durch ein Uebermaß von Liebe und Bärtlichkeit suchte sie ihn nun für das zu entschädigen, was sie ihm einst entzogen. Sie fand Genuß und Erstarke an seiner Brust, Freude und Zuversicht nur bei ihm und aus seinem schönen, treuen Auge drang voll der Hoffnung holdes Himmelslicht tief in ihr durchnachtetes Herz.

Sie saß und stidte — und träumte. Einmal fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf die glänzende Nadel hernieder, die emsig den Faden durch die Leinwand führte. Sie betrachtete einen Augenblick lang die feuchtglänzende Perle, die sich — sie wußte selbst nicht wie? — ihrem Auge entzogen. —

Wer doch vergessen könnte! Mit dem Mantel unburdbringlicher Finsterniß die Vergangenheit decken könnte? —

(Fortsetzung folgt.)